

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 271 Bydgoszcz / Bromberg, 26. November 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(11. Fortsetzung.)

Aus dem blitzenden Luxuswagen, der vor dem Portal der Vulkan Company hält, springt strahlenden Gesichts Don Porfirio Legueiro. Die Worte an den Pförtner sind noch leutseliger als sonst, die kleinen Sprünge, mit denen er die breiten Marmorstufen nimmt, noch beweglicher, noch jugendlicher. Ohne anzuklopfen stürmt er in das Zimmer des Präsidenten.

„Eine gute Nachricht, Don Salomon! Hier!" Er holt ein großes siegelbeschwertes Schriftstück aus seiner Aktentasche. „Das Vorkaufsrecht für uns auf das Territorium DKZ 4316 bei Tantajuca."

S. J. Bloomfield springt auf und schüttelt dem kleinen verachteten Indio zum erstenmal, seit er ihn kennt, mit aufrichtiger Dankbarkeit beide Hände. „Prächtig! Wir sind gerettet! Wie haben Sie das gemacht?"

Don Porfirio, durch die Achtung des Präsidenten gegen seinen Willen geschmeichelt, setzt sich breit nieder: „Ja, meine Verbindungen in Mexiko City! Schon auf mein ersten Ansuchen erhielt ich die Auskunft, daß unsere Company allein berücksichtigt werden würde, sobald amtliche Belege für das Ableben der damaligen Inhaber der Option, Sie wissen ja, dieser beiden Deutschen, beigebracht würden. Diese Papiere habe ich mir beschafft und damit war das letzte Hindernis aus dem Weg geräumt. Auch das Ministerium wird diesen Beschluß bestätigen, knüpft allerdings die kleine Bedingung daran" — die sprudelnden Sätze des Indianers werden langsamer, deutlich und eindringlich fällt Wort für Wort — „daß die Mehrheit der Aktien der Vulkan Company in mexikanischen Händen ist!" Während Legueiro diesen inhaltsschweren Satz ausspricht, hat er die Augen auf seine fahlen, gepflegten Handflächen gesenkt und wartet nun lauernd auf Antwort.

Das freudige Gesicht des Präsidenten wird blaß, ein nervöses Zucken kriecht über die Fettpolster auf seinen Wangen. Er weiß, was diese verhüllte Forderung bedeutet. Er weiß, daß er von nun an nur mehr eine Schattenfigur sein wird, daß er den Befehlen dieses kleinen Indios zu gehorchen hat. Ein wütender Haß und Ekel kriecht ihm bis zum Hals, langsam, krampfhaft ballen sich seine Hände zu Fäusten. Ein scheuer Seitenblick des Indios sieht das. Er kann das heiße Gefühl des Jubels und der Genugtuung kaum unterdrücken. Wieder ein Stück weiter. Der kleine unscheinbare Indianerjunge aus Xicotenatl ist Sieger über den stolzen Weißen, Herr einer großen Ölcompany!

S. J. Bloomfield hebt den Kopf. Er gibt die Antwort, die er geben muß: „Ich werde sofort das Nötige veranlassen!"

„Ist Kapital zur sofortigen Inangriffnahme der Arbeiten vorhanden?" fragt Don Porfirio und seine Stimme hat den neuen schroffen Klang des Vorgesetzten.

„Bei Bekanntwerden dieser neuen Erwerbung der Vulkan Company bekommen wir Kredit, Señor Legueiro!"

„Gut! Ich bitte Sie, die Sache möglichst rasch in Gang zu bringen! Leben Sie wohl!" S. J. Bloomfield begleitet den neuen Gebieter zur Tür, öffnet und läßt ihn mit einer knappen Verbeugung vorbei.

*

„La Voz del Pueblo!" — „La Voz del Pueblo!" Aus den aufgerissenen Mündern der Zeitungsjungen knallt der Ruf den Passanten in die Ohren, klettert die Wände hinauf, dringt durch Türen und Fenster, „La Voz del Pueblo!" — „Die Stimme des Volkes!" — Zehn Centavos die Nummer!" — „Kauft, Freunde! Ein Leitartikel unseres Abgeordneten Señor Legueiro!" — „La Voz del Pueblo!"

Ein mexikanischer Hafenarbeiter kauft eine der noch druckfeuchten Zeitungen, lehnt sich in den Schatten eines Krans und liest sie begierig.

„Neuer Sieg unseres Schlachtrufes „Mexiko den Mexikanern!" Wieder ist es der mächtigen, unerschütterlichen Front unserer vereinigten Organisation gelungen, einen gewaltigen Schritt vorwärts zu tun in der Nationalisierung der Ölschätze unseres Vaterlandes. Ein großes, bisher dollarregiertes Unternehmen, die Vulkan Petroleum Company in Tampico, ist vor kurzem in mexikanischen Besitz übergegangen. Die Yankees sagen, wir können nicht arbeiten!! Aber was tun wir in Wirklichkeit? Die neue mexanische Vulkan Company geht mit entschlossenen Schritten an die Verwirklichung eines neuen Projekts, an die Erschließung neuen, noch unberührten Öllandes! Arbeit für unsere braven Volksgenossen, Einnahmen für unser geliebtes Vaterland Mexiko. Kein fremder Arbeiter oder Unternehmer wird durch die Hebung dieses Schatzes reich werden, kein Centavo davon wird über die Grenze ins Ausland gehen! Unermüdlich wird für eure Interessen gearbeitet."

Der Leser wischt sich die Schweißtropfen von der Stirn, blättert um und liest weiter. Zeile für Zeile klettert sein Zeigefinger die Spalte herab, bis zu den letzten fettgedruckten Worten des flammenden Artikels: Via Mexiko!

Nach einer kurzen Erholungspause wendet er sich dem lokalen Teil der Zeitung zu, wo eine kleine Notiz seine Aufmerksamkeit erregt:

„Was die Yankees einführen . . .! Vor einigen Tagen wurde im Vergnügungsviertel „La Union" ein Amerikaner bewußtlos aufgefunden. Die Erhebungen ergaben, daß es sich um einen aus Chikago geflüchteten Gangster namens Jim Ashly handelt. Das schickt uns Amerika!"

6. Kapitel.

Die schwere, eisenbeschlagene Tür des Gefängnishofes von Tampico knarrt in den Angeln, ein enger Spalt öffnet sich, stößt eine schmale, zerknitterte Gestalt auf die Straße,

schließt sich wieder. Mit geröteten, blinzelnden Augen schaut der Entlassene in die glitzernden Dunstschleier des Mittaghimmels, wirft noch einen Blick zurück auf die kahle, hohe Ziegelmauer, die sich für sechs Wochen zwischen ihn und die Welt geschoben hatte. Unbekümmert kratzt er sich die zerstochenen Hände, fühlt plötzlich die musternden Blicke der Passanten auf sich gerichtet, wird rot und schleicht in scheuem Bogen in die nächste Seitengasse. Dort fällt er nicht mehr auf. Sein geduckter Blick wird freier, seine gedrückte Gestalt strafft sich, seine Lippen versuchen, das alte, unbekümmerte Lächeln wiederzufinden. „Hast eben Pech gehabt, Junge!" muntert er sich auf, „soll nicht mehr vorkommen. Schluß mit den Spekulationen, jetzt wird gearbeitet!" Mit flotten Schritten und schlenkernden Armen biegt er wieder in die breite Strafe ein.

Eine grelleuchtende Plakatreihe an der Mauer des Metropolkinos hemmt plötzlich seinen Schritt. Zögernd wie unter einem unsichtbaren Zwang, geht er über die Straße, magnetisch angezogen von den lockenden Sätzen. „Morgen, 28. November, findet hier um sechs Uhr abends die Ziehung der Loteria de Tamaulipas statt. Lospreis 5 Pesos, Haupttreffer 20 000 Pesos!"

Der entlassene Häftling starrt blicklos auf die verheißungsvolle Zahl; die Mauer verschwimmt vor seinen Blicken, mit verlorenen Augen sieht er den Vorgang auftauchen, der sich vor drei Monaten um sechs Uhr abends da drinnen im Ziehungssaal abgespielt hat: eine brodelnde, schreiende Menschenmenge, die den Raum bis auf das letzte Plätzchen füllt. Wie gebannt hängen alle Augen an der mächtigen Trommel auf dem Podium, die hölzerne Täfelchen mit den Losnummern enthält. Mitten unter den Leuten steht er selber. Rechts von ihm blättern die brillantengeschmückten Finger eines Mexikaners in einem dicken Bündel von Losen, links von ihm halten die abgezehrten Hände einer alten Indianerin fest ihr einziges Los. Das schokoladenbraune Waisenmädchen dreht die Trommel, es wird still im Saal, man hört nur das Klappern der Täfelchen. „Nummer 2416! Einsatz zurück!" Ein Murmeln geht durch den Saal. Jetzt kommen die höheren Treffer. Ein kleiner Schuhputzerjunge neben ihm hat eben 500 Pesos gewonnen. Mit einem Jubelschrei fliegt sein Putzkasten durch die Luft, überschüttet die Anwesenden mit Büchsen, Bürsten und Lappen. Dröhnendes Gelächter belohnt diesen Gefühlsausbruch.

„Nummer 1918! Zwanzigtausend Pesos!"

Noch einmal erlebt der in Gedanken Versunkene das brennende Gefühl jenes Augenblicks. Er sieht sich mit aufgerissenen, noch zweifelnden Augen auf die Nummer eines seiner Lose starren. Kein Zweifel, es ist 1918! Er sieht sich mit taumelnden Schritten durch die enggedrängte Menge vorwärts schreiten, sieht sich von Hunderten von Augenpaaren verfolgt aufs Podium stürzen. „Ich — ich habe 1918!" —

„Deine Augen leuchten ja, als ob du den morgigen Treffer schon in der Tasche hättest", ein Passant schiebt ihn lachend zur Seite. „Wieviel Lose hast du denn?"

Mit einem Ruck fällt das trügerische Glücksgefühl, das ihm die Vergangenheit geliehen hat, von dem Mann ab; einen Fluch zwischen den Zähnen, wendet er sich ab und geht langsam weiter. Und wie damals, bevor er den Treffer gemacht hat, gewinnt wieder die untrügliche Gewißheit langsam, unaufhaltbar über ihn Macht, daß er auch morgen den Haupttreffer ziehen würde. Nein, nein! wehrt sich sein besseres Ich, das ist ja Wahnsinn! Wohin hat dich die Spielleidenschaft gezogen! Was hat das Geld aus dir gemacht ? Einen Dieb, einen Einbrecher, einen Sträfling! Denk an jene Stunde, wo dein Gewinn auf der Petroleumbörse in nichts zerrann, denk an jene Nacht vor dem nächsten Ziehungstag, wo dich die Polizei als Einbrecher in einem Losgeschäft ertappte. Denk daran, wohin dich deine Leidenschaft gebracht hat. „Ich will aber nicht daran denken!" knirscht er. Zornig stößt er mit der Schulter die Schwingtür einer Wirtschaft auf, setzt sich in eine finstere Ecke und bestellt ein großes Glas Schnaps. Vergessen!

„Bist schon wieder frei, Lotteriewilli?" grinst ihn vertraulich das feiste Gesicht des Chinesenwirts an.

„Halt's Maul!" fährt ihn der Angesprochene an und leert in einem Zug das Glas mit dem gelben Fusel. „Noch eins!"

Weit ist es gekommen mit mir, sinniert er, den Kopf in den Händen vergraben, weiter, der verdammte Chink duzt mich wie seinesgleichen. Als ich Geld hatte, kroch er auf dem Bauch vor mir. Ja, Geld, Geld müßte man haben!

Wieder taucht der Gedanken an jene Glücksstunde vor ihm auf. Der ungewohnte Alkohol legt einen Schleier über sein Denken, er weiß selbst nicht mehr, ist es ein Bild der Vergangenheit, ist es ein Bild des morgigen Tages. — Morgen, sechs Uhr abends, Ziehung der Loteria de Tamaulipas, Haupttreffer 20 000 Pesos!

Eine neue Erinnerung läßt ihn plötzlich erschrecken. Hat er nicht damals als reicher Mann einen Brief in die Heimat nach Österreich geschrieben, einen Brief an . . .? Er springt auf, läßt das halbvolle Glas stehen und stürzt hinaus, rennt mit angstgejagten Schritten zum deutschen Konsulat.

„Ist Post hier für Wilhelm Bar?"

Der Schalterbeamte lacht: „Hallo, Lotteriewilli! Schon frei?" und überreicht ihm ein paar Briefe. Einen nach dem andern schiebt er ungelesen in die Hosentasche, beim letzten entfärbt sich sein Gesicht. Mit zitternden Händen reißt er ihn auf. „Lieber Willi! Mit großer Freude habe ich Deinen Brief erhalten, der mir von Deinen großen Erfolgen . . . überrascht von Deinem Angebot . . . die Frist, die Du mir bis Weihnachten zum Überlegen gestellt hast, brauche ich nicht . . . danke Dir für die Geldüberweisung . . . komme mit der „Rio Bravo" von Hamburg . . . bin sehr glücklich . . . will Dir eine brave Frau sein . . . Deine Luise."

Vernichtet, zerschmettert läßt der junge Österreicher den Brief sinken. „Bitte, bitte", wendet er sich stammelnd an den erstaunten Beamten, „wann läuft die „Rio Bravo" ein?"

„Die „Rio Bravo"", wiederholt dieser mit einem Blick auf den Schiffskalender, „ist fällig morgen nachts, längstens übermorgen früh."

„Morgen nachts!" stammelt Willi Bar. „Morgen nachts!!" Ein Dröhnen und Rauschen ist in ihm, er taumelt nach rückwärts und lehnt sich schwer an die Wand. „Morgen . . ." Aus dem Dröhnen schält sich ein Ruf: 6 Uhr abends . . . Ziehung . . . 20 000 Pesos . . .

*

Se-Longs Hafenwirtschaft in La Barra bei Tampico. Die langgezogene Holzbaracke steht auf Stelzen. Der Boden liegt mannshoch über dem Flußufer, das durch die häufigen Überschwemmungen des Rio Panuco in einen Morast verwandelt ist. Die Gäste müssen über ein schwankendes Fallreep gehen, um zum Eingang zu gelangen.

Se-Long hat viele Gäste. Er ist ein reicher Mann, ist Besitzer zahlreicher eleganter Lokale in Tampico und Panuco. Aber die Zentrale, das Herz all seiner Unternehmungen ist diese unscheinbare, schmierige Cantina am schlammigen Ufer des Flusses. Ihre dünnen Wände verbergen dunkle Geschäfte und fragwürdige Gestalten.

Das kleine Gastzimmer, das solide Aushängeschild seines Unternehmens, ist fast immer leer. Auch heute sitzen nur zwei einsame Gäste im flackernden Licht einer verrußten Petroleumlampe beim Würfelbecher. Eben schleicht der Chinese lautlos mit zwei frischen Gläsern Schnaps zum Tisch; zwei Hände greifen danach, eine zitternde weiße und eine ruhige braune.

„Du bist an der Reihe, Guglielmo!" Bebend krampfen sich die fünf mageren Finger Willi Bars um den Lederbecher, schütteln ihn und stülpen ihn krachend auf den Tisch. Aus dem schmalen, gehetzten Gesicht starren verschwommene Augen auf die fünf Würfel. „Nur zwei Paare, verdammt!" murmelt er zwischen zusammengebissenen Zähnen.

Sein Spielpartner, der Mestize Manuel, legt seine mächtige Pranke auf den Spieleinsatz, die zwei letzten Pesos Willis. „Um was spielen wir jetzt? Du hast ja kein Geld mehr!"

Willi macht eine Bewegung, als ob er aufstehen wollte. Aber eine Gewalt, gegen die er sich nicht wehren kann, preßt ihn wieder zurück. „Wir spielen — um meinen An-

zug!" Erleichtert stößt er die Worte heraus. Noch eine Möglichkeit.

Ein schiefer Blick des Mestizen streift abschätzend den ungewöhnlichen Einsatz. Der Anzug ist zerknittert, aber aus gutem Stoff. „Einverstanden!"

Die Würfel rollen über den Tisch. „Drei Einser!" jubelt Willi.

Manuel wirft vier Einser. Wortlos erhebt er sich, zieht seine schmutzige, ölbeschmierte Zwillichhose aus und wirft sie auf den Tisch. „Umtauschen!"

Willi Bar fährt auf, entledigt sich mit automatischen Bewegungen des letzten Überbleibsels aus der guten Zeit und zieht die Zwillichhose über die schwankenden Knie. Der Mestize zwängt sein braunes Fleisch in das knappe Kleidungsstück und bläht sich wie ein Frosch in seinem neuen Anzug. Steht mir gut!" murmelt er selbstgefällig und wendet sich zur Tür.

„Halt, Manuel! Wir spielen weiter!"

(Fortsetzung folgt.)

Evas Rache.

Schlangen — Spielzeug und Opfer der Frauen.

Von Richard Brunotte.

Schlangen sind unbeliebt. Ihr Äußeres ist gar zu abstoßend. Es kann daher nicht wundernehmen, daß man sie für die Vertreibung aus dem Paradies verantwortlich gemacht hat. Und es scheint kein bloßer Zufall zu sein, daß gerade Evas Nachkommen es sind, die für die Vertilgung der Reptilien Sorge tragen. In der Tat, die Jagd auf die Schlange hat derartige Ausmaße angenommen, daß den Zoologen allmählich um das Schicksal der Nattern bange wird. Der bekannte Museumsdirektor Parker hat angeregt, man solle die brütenden Schlangenmütter schonen und man solle auch den Fang der noch kleinen Tiere verbieten. Also so etwas wie eine Art gesetzlicher Naturschutz wird erstrebt. Aber die Mode ist unersättlich und erbarmungslos. Sie braucht die Schlangenhaut für die Handtaschen, Schuhe, Kleider und Hüte des schönen Geschlechts. Der Bedarf ist ins Riesenhafte angewachsen. Ein sprechendes Beispiel bietet Britisch-Malaya. Da ist die Ausfuhr an Schlangenhäuten innerhalb zweier Jahre von neun Tonnen auf 1750 Tonnen gestiegen. Das sind viele Millionen von Krokodilen, Pythons und sonstigen Reptilien. Es ist Evas Rache für das verlorene Paradies . . .

Die rettende Kobra.

In Wahrheit verhält sich natürlich alles ganz anders. Die Frau von heute ist nämlich noch immer so sachlich, daß sie auch in diesem Falle das Sachliche von dem Persönlichen streng zu scheiden weiß. Sie sieht sich zwar durch die Mode gezwungen, auf die Vernichtung der Schlangen bedacht zu sein. Aber ein Haß gegen das Tier, gegen das lebende Geschöpf — nein, der liegt ihr vollkommen fern. Im Gegenteil, man hört gerade in der jüngsten Zeit aus allen Ländern der Welt von Frauen, die sich ausgerechnet Schlangen zu Spielgefährten und Schoßtieren erkoren haben. Gewiß läßt sich daraus nicht auf eine besondere Vorliebe des weiblichen Geschlechts für die Natter schließen. Immerhin ist andererseits nicht zu leugnen, daß ja auch nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Frauen in die Lage kommt, mit einem Reptil nähere Bekanntschaft zu machen und auf diese Weise die Tugenden kennen zu lernen, die bislang ziemlich geheim geblieben sind.

Kürzlich las man in den Zeitungen von einer Engländerin, die einer Kobra ihr Leben verdankt. Da war in der indischen Stadt Gunprut ein Räuber zur Nachtzeit in das Heim einer einsamen Frau eingedrungen. Er hatte die Schlafende geknebelt und wollte sie gerade fesseln, als ihn das Geschick ereilte. Eine Kobra, die in einem Korb am Fußende des Bettes schlummerte, ein Schoßtier, das schon seit Jahren im besten Einvernehmen mit der Hausherrin lebte, erwachte von dem Lärm, griff den Eindringling an und versetzte ihm einen Biß, der den Überraschten innerhalb weniger Minuten ins Jenseits beförderte. Die Frau aber war gerettet . . .

Das Halsband der Tänzerin.

Eine Gerichtsverhandlung in Tours ergab einen noch seltsameren Sachverhalt Eine hübsche junge Tänzerin hatte sich zu verantworten. Man klagte Fräulein Claire Breard des Taschendiebstahls an. Sie hatte sich dank ihrem allabendlichen Auftreten als ägyptische Schlangentänzerin einen ansehnlichen Kreis jugendlicher Verehrer verschafft. Man lud Isis, die Schlangenbraut, zum fröhlichen Umtrunk ein, der auch stets harmonisch verlief, denn das Reptil, das an allem teilnahm, bewegte sich in den liebenswürdigsten Formen. Leider aber beschloß fast regelmäßig ein schriller Mißklang das lustige Treiben: Einem oder gar mehreren der Herren war die Börse oder die Uhr oder die silberne Zigarettendose abhanden gekommen! Wer war der Täter? Mehr und mehr gerret die Tänzerin in Verdacht. Aber erst ein Zufall führte zur Entlarvung. Ein Student hatte die Schlange genau beobachtet, die sich lebhaft zwischen den Tischgenossen bewegte. Und da sah er plötzlich, wie die Frau dem Tier unmerkliche Fingerzeige gab, worauf das Reptil dem Opfer mit einem graziösen, blitzschnellen Griff die Börse, die Uhr, die Zigarettendose aus der Tasche zog. In der Kiste, die der Boa als Aufenthaltsort diente, fand man dann einen Großteil der Diebesbeute wieder. Alles staunte über dieses unerhörte Dressurwunder. Der Artistin brachte es allerdings eine höchst unerwünschte Freiheitsentziehung ein.

Der jüngsten Gegenwart gehört auch das Tun der Frauen an, die sich aus wissenschaftlichen Gründen mit der Natter beschäftigen. Da hat sich vor allem Fräulein Pearl Buffin Verdienste erworben. Sie arbeitete für die Zoologische Abteilung der Universität Michigan, und sie hat nicht weniger als 2000 Klapperschlangen gefangen. Sie eignet sich in besonderem Maße für diesen gefährlichen Sport. Ihre Hand ist empfindsam und stahlhart zugleich. Sie folgt einem tausendfach erprobten Verfahren. Mit dem Lauf ihrer Büchse fährt sie so lange vor dem züngelnden Haupt hin und her, bis der richtige Augenblick gekommen ist: Dann preßt sie den Kopf der Tieres mit einem schnellen, sicheren Stoß auf den Boden. Ein rascher Griff mit der bloßen Hand packt das Reptil im Genick, fest genug, daß sich der ungestüm zuckende Leib nicht befreien kann, aber auch wiederum so zart, daß der Kreatur kein Leid geschieht. Dann verschwindet die überraschte Natter in dem empfangsbereiten Sack. Nichts überhastet tun! — Jede Bewegung genau abwägen! — Ruhig und doch entschlossen zupacken! — das sind die „Spielregeln". Ob diese Frau Nerven hat? Würmer sind ihr unausstehlich, verursachen ihr Übelkeit. Und sie wagt sich nicht in ein Flugzeug. Aber sonst ist Pearl Buffin — sie zählt übrigens 26 Jahre — ganz und gar nicht nervös.

Grazia bändigt mit Liebe.

Noch interessanter sind vielleicht die Erfahrungen, von denen Grazia Wiley, Leiterin eines Naturgeschichtlichen Museums, zu berichten weiß. Sie bändigt mit — Liebe! Zuerst nimmt sie einen Stock von drei Fuß Länge, der an seinem freien Ende ein Stück weiches Tuch trägt. Damit wird das frisch gefangene, noch zwischen Wut und Angst schwebende Tier sanft gestreichelt. Hat es sich daran gewöhnt, dann kann man diese Liebkosung schließlich mit der bloßen Hand ausführen — sagt Grazia. Dabei sind hastige Bewegungen unter allen Umständen zu vermeiden. Manchmal dauert es nur wenige Tage, dann lassen sich die Nattern friedlich auf den Arm nehmen und in die Badewanne tragen. Manchmal dauert „der Widerspenstigen Zähmung" mehrere Monate. Big Ben, eine sechs Fuß lange Klapperschlange, war noch anderthalb Jahre nach ihrer Gefangennahme so wild und gefährlich wie zuvor. Sie rührte kein Futter an. Die Ernährung mußte gewaltsam geschehen. Zwei Männer näherten sich mit langen Stöcken und hölzernen Schilden. Sobald es gelang, das Reptil am Halse zu packen, zwängte man ihm ein rohes Stück Fleisch in den Fang. Dann sprang alles einen Schritt zurück und verharrte regungslos. Das Tier beruhigte sich und begann schließlich langsam die Speise hinunterzuwürgen. Nun erst wagte man es, sich allmählich und lautlos zu entfernen. Die Tür des Käfigs schloß sich. Mit zitternden Knien schlichen die Männer und die Frau von dannen. Achtzehn Monate dauerte diese tägliche Mühsal — dann fing Big Ben an, zahm zu werden. Grazia durfte sie streicheln, ihr ein Halsband umlegen und sie baden. Sie zeigte den Be-

suchern bereitwillig die mörderischen Zähne, wenn es gewünscht wurde, und sie ließ sich in allen möglichen Stellungen photographieren.

Viel leichter hatte Grazia es mit den Königskobras, den größten aller Giftschlangen. Ihre beiden Lieblinge maßen zwölf und vierzehn Fuß. Sie wurden schnell zahm. Das zeigte sich in buchstäblich augenfälliger Weise, als sich die Reptilien einen Monat nach der Einlieferung häuteten. Sie ließen es gern zu, daß Grazia ihnen dabei half. Die Frau zog ihnen in aller Form das Fell über die Ohren, als es sich an einigen Stellen nicht gutwillig lösen wollte. Ihre besondere Schwierigkeit hatte die Operation an den Augen. Aber Grazia feuchtete sie etwas an, und nun konnte die „Schälkur“ bis zum guten Ende durchgeführt werden. Mancher wird Grazia um ihren Mut beneiden, um ihren Beruf aber wohl niemand!

Entgleisungen.

Lustige Stilblütenlese.

Aus dem Büchlein „Ernst gemeint“, Heitere Entgleisungen aller Art — Neue Seiten unfreiwilligen Humors. Gesammelt und verlegt von Ernst Heimeran, München.

Oberregierungsrat, 50 Jahre alt, fühlt sich endlich vereinsamt und wünscht, allerdings etwas spät, ein häusliches Glück. Für mich kommt nur Idealehe in Betracht und mögen sich nur Damen melden, welche sich in meinem Kreise bewegen können. (Ala Haasenstein & Vogler, München.)

Wir müssen unsere Augen schonen, denn sie sind der einzige Körperteil, mit dem wir sehen können. (Aus einer Prüfung.)

Die Völker Europas. Nur noch wenige Exemplare vorhanden! (Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel, Mai 1936.)

Trifft ein Lehrmädchen den Chef, so muß es höflich grüßen, ihm die Tür öffnen, ihn austreten lassen und dann die Tür leise wieder schließen. (Aus einer Lehrlingsprüfung.)

Die Donau wird immer größer und größer und wälzt sich schon zu Füßen der alten Reichsstadt Regensburg wie eine Königin in ihrem Bett. (Aus einem Kinderaufsatz.)

Das Liebäugeln mit gewissen explosiven Kreisen einer früheren herrschenden Gesellschaftsschicht ergibt auch keinen Räsonanzboden. (Ein Breslauer Parteiblatt 17. Januar 1934.)

Die Pfarrfrau, erzogen in strengen Traditionen, glaubt es nicht mehr mit ansehen zu können, daß ihr Sohn Michael die freidenkende Dörthe zur Frau nimmt, Tochter eines Mannes, der in zweiter Ehe eine lärmende Gaststätte betreibt. (Verlagsankündigung 1936.)

Jede weibliche Person wird immer mehr eine echte Mutter werden und jede männliche Person wird immer mehr ein echter Vater werden. Das Gegenteil ist nicht mehr der Fall. (Der Kaufmann von Hamburg.)

Dame, Anfang 40, mit Buch- und Papierhandlung, bietet tatkräftigem Kollegen durch Einheirat Gelegenheit, im Sinne des heutigen Leistungsprinzips mitzuarbeiten. (Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel, 1. Juli 1936.)

Nach den Bildern zu schließen, ist die Art, wie die spanischen Frauen im heutigen Bürgerkrieg die Gewehre tragen, für beide Parteien überaus gefährlich. (Ohio State Journal, Dezember 1936.)

Die Hose darf in unmittelbarem Verkehr mit dem Publikum nicht getragen werden. (Aus einer Bekleidungsvorschrift.)

In den deutschen „Hofbräus“ läuft die Kellnerschar in kurzen Lederhosen herum, von denen einige die Gäste mit Jodeln unterhalten. (N. W. T. 13., Juli 1935.)

Der geschätzte einheimische Geiger streifte die gesamte Violinliteratur. In den letzten Stücken zeigte sich der Geiger völlig aufgeknöpft. (Schwäb. Merkur, 23. April 1936.)

Der größte Volksteil tanzt seit Jahrzehnten mit den Mühlen und deren Vertretern, mit den Mehlhändlern und den Bäckereien, den Tanz um ein totgemahlenes weißes Mehl. Die von oben gewollte und organisierte Volksvermehrung steht in Widerspruch zu diesem sich lawinenhaft entfalteten törichten Geschrei. (Schles. Bäcker- und Konditorzeitung, 1934.)

Durch den Krieg bis an den Bettelstab gebracht, trotzdem ich doch unschuldig am Krieg bin, bin ich glücklich bis zum Nachtwächter gelangt und verdiene drei Mark am Tag. (Eingabe an ein Wohlfahrtsamt.)

Die losen Frühjahrsjäckchen haben ihre Reize nach rückwärts verlegt. (Bericht eines Modesalons.)

 **Bunte Chronik** 

„Sport und Kunst.“

In Paris findet zurzeit eine Ausstellung statt, die unter dem Leitgedanken „Sport und Kunst“ steht. Der französische Bildhauer Delmondo wurde aufgefordert, eines seiner Werke für diese Ausstellung zur Verfügung zu stellen. Obwohl das sicherlich eine Ehre für ihn sein sollte, geriet er in einige Verlegenheit. Er hatte nie seine künstlerische Inspiration auf den Sportplätzen gesucht. So musterte er alle seine vollendeten Werke, soweit sie noch in seinem Atelier standen, aber es half nichts. Da war nichts drunter, was auch nur die entfernteste Verbindung mit dem Sport gehabt hätte.

Plötzlich kam ihm eine Erleuchtung. Er sah da eine Büste stehen, die er einmal nach dem Kopf seines Hauswarts modelliert hatte. Aus Laune oder weil ihn das Gesicht gerade interessierte. Wie er die Büste anstarrt, fiel ihm auf, daß sie eine etwas abgeplattete Nase hatte, wie sie für die Physiognomie von Boxern charakteristisch ist. Schleunigst stieg er vier Treppen herunter, trat in die Loge des Hauswarts und fragte ihn: „Haben Sie niemals geboxt?“

Der Hauswart war zwar verwundert über diese unvermittelte Frage, aber er meinte: „Warum denn nicht: Ich habe sogar als Amateurboxer einmal einen Preis bekommen.“

Der Bildhauer atmete erleichtert auf. Er war gerettet. Da war ja das Kunstwerk, das mit dem Sport zu tun hatte. Er packte schleunigst die Büste seines Hauswarts ein, schickte sie an die Ausstellungsleitung und ließ ein Schild darunter befestigen mit der Aufschrift: „Preisboxer“.

Engländer läuft „um den Frieden“.

Ein junger Engländer namens Kenneth Baily aus Bournemouth wollte die Pariser Weltausstellung besuchen, aber nicht auf dem normalen Weg, wie das sonst Engländer zu tun pflegen, er wollte durch eine besondere Demonstration der „Sache des Friedens“ dienen. Und so beschloß er, von Southampton „zu Fuß“ nach Paris zu laufen. Er tat das auf folgende Weise: Er kleidete sich in ein leichtes Sportkostüm und lief zum Hafen. Kaum auf dem Schiff, lief er im Dauerlauf über Deck und solange hin und zurück, bis der Dampfer den Kanal überquert hatte und in Cherbourg anlegte. Von Cherbourg lief er wiederum zu Fuß nach Paris, um sich dann dort „gemütlich“ die Weltausstellung anzusehen. Wie er mit dieser fixen Idee der „Sache des Friedens“ dienen will, ist freilich unerfindlich.

 **Lustige Ecke** 

Das Auto mit Krücke.



„Es ist doch recht unangenehm, dies Rad entbehren zu müssen

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.